**(72) Texte 14: Ernst Weiß: *Der Augenzeuge –* ein Psychogramm deutscher Mentalität**

*Der Augenzeuge* ist ein psychologisch-artistisches Meisterwerk und ein eminent politischer Text.[[1]](#footnote-1) Ernst Weiß verfasste den Roman für den literarischen Wettbewerb der „American Guild for German Cultural Freedom“, einer Hilfsorganisation zur Unterstützung der exilierten deutschen Schriftsteller. Einsendeschluss war der 1. Oktober 1938. Bei den Juroren fand *Der Augenzeuge* jedoch wenig Beachtung. Die politische Entwicklung tat ein Übriges: Am 14. Juni 1940 besetzten die deutschen Truppen Paris; am selben Tag unternahm Ernst Weiß einen Selbstmordversuch. Er starb kurz nach Mitternacht.[[2]](#footnote-2) Der Roman galt als verschollen. Nach Kriegsende tauchte das Typoskript jedoch wieder auf.[[3]](#footnote-3) 1951 wurde ein erster Versuch unternommen, den Roman zu veröffentlichen; eine Kopie wurde auch dem Ostberliner Aufbau-Verlag zugespielt, aber erst 1963 gelang beim Münchner Kreißelmeier Verlag die Erstveröffentlichung. Die literarische Anerkennung blieb jedoch aus. Der Roman stieß beim Publikum zwar auf Resonanz, erreichte aber nicht die Beachtung, die ein Werk dieses Niveaus verdient hätte.

Ausschlaggebend für die geringe Resonanz war vermutlich die literarische Konstruktion. Ernst Weiß arbeitet im *Augenzeugen* mit disjunkten, auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinenden Wahrnehmungs- und Bewusstseinsformen. Er konterkariert damit die in der Exilliteratur dominierende Form realistischen Erzählens, speziell das Axiom der Zuverlässigkeit der Erzählinstanz. Innerhalb dieser Tradition ist die „Zuverlässigkeit“ Basis der Glaubwürdigkeit dessen, was der Romanautor über die dargestellten Personen und die außerliterarische Wirklichkeit mitteilt. Bei genauer Analyse zeigt sich jedoch, dass *Der Augenzeuge* keineswegs gegen dieses Gebot verstößt. Ernst Weiß‘ Intentionen zielen in eine andere Richtung. Mit Hilfe seiner Hauptperson, des Ich-Erzählers und dessen Lebensgeschichte, will Weiß die Urteilsfähigkeit seiner Zeitgenossen – also auch die seiner Mitemigranten – hinterfragen. Das betrifft das politische Verhalten der deutschen Öffentlichkeit bei Beginn des Ersten Weltkriegs, speziell den Patriotismus der deutschen Juden, vor allem aber den Antisemitismus der deutschen Gesellschaft. Weiß berührt mit der im Roman erzählten Lebensgeschichte also konfliktreiche Themenstellungen.

Der Roman wird vollständig von der Person des Ich-Erzählers und seiner Denk- und Verhaltenswelt bestimmt. Dieser Ich-Erzähler, eine durch ihre Widersprüchlichkeit faszinierende Gestalt, ein überaus befähigter Arzt, versteht sich selber als objektiven, neutralen Beobachter, als „Augenzeugen“. In Wirklichkeit aber ist er, wie sich im Verlauf des Romans zeigt, in eigentümlicher Weise „blind“, und zwar vor allem bei der Einschätzung der Gefahr, die vom Nationalsozialismus und dem nationalsozialistischen Antisemitismus ausgeht, und dies, obwohl er zeitweilig erstaunlich klar die politischen Veränderungen diagnostiziert, die sich in der Zeitspanne zwischen dem Ende des Kaiserreichs und dem der Weimarer Republik vollziehen. Von diesem Verhalten ist auch seine engere Umgebung betroffen, vor allem aber Viktoria, seine Frau. Viktoria ist Jüdin. Die gemeinsamen Kinder sind im Sinne der nationalsozialistischen Rassenlehre „Mischlinge“.

Das Verhalten des Ich-Erzählers ist zeitweilig auf eine nahezu unbegreifliche Weise widersprüchlich.[[4]](#footnote-4) Ursache der fehlenden Konsistenz in Urteil und Verhalten ist die Prägung durch das Elternhaus. Der Ich-Erzähler beugt sich zeit seines Lebens der Autorität dieser Eltern; ihr Bild ist für ihn sakrosankt. Der Tatbestand hat schwerwiegende Auswirkungen. Für den Ich-Erzähler, in seiner Grundhaltung ein klarsichtiger Intellektueller, zerfällt die Wirklichkeit aufgrund dieser Dominanz der Eltern und ihrer bigotten, heuchlerischen Vorstellungswelt in disjunkte Tatbestände. Eine Integration ist nicht möglich. Eine solche Form der Verweigerung gegenüber der Realität ist keineswegs untypisch für das deutsche Bürgertum. Der Sachverhalt betrifft den nichtjüdischen wie den jüdischen Teil in gleicher Weise. Beispiel ist die euphorische Stimmung in der deutschen Öffentlichkeit bei Beginn des Ersten Weltkriegs, vor allem aber die weitgehende Negierung der Gefahr, die sich durch den allmählichen Aufstieg des Nationalsozialismus abzeichnet. Statt dieser Gefahr entgegenzuwirken und die NSDAP zu verbieten, verhält sich die Gesellschaft weitgehend passiv. Die politischen Morde – an Rathenau und anderen – werden negiert. Man vermeidet eine eindeutige Stellungnahme. Dieses Verhalten ist ein Indiz für das fehlende demokratische Bewusstsein und die mangelnde demokratische Verantwortung. Die Gesellschaft befindet sich allenfalls auf dem Wegezur Demokratie; in der Realität haben sich demokratische Strukturen und ein entsprechendes politisches Bewusstsein noch nicht durchgesetzt.

Nach außen steht diesem Urteil entgegen, dass sich der Ich-Erzähler politisch engagiert, bei Beginn der NS-Herrschaft ins Exil fliehen muss und nach Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs beschließt, sich als Freiwilliger den Truppen der spanischen Republik zur Verfügung zu stellen. Der Widerspruch besteht jedoch nur vordergründig. In Wirklichkeit handelt es sich um Fluchtbewegungen. Der Ich-Erzähler ist unfähig, sein eigenes Verhalten einer kritischen Revision zu unterziehen. Der zentralen Anforderung, sich mental von der Dominanz der Vorstellungswelt seines Elternhauses zu trennen und das Schicksal seiner eigenen Familie in den Vordergrund zu rücken, stellt er sich nicht. Im Rahmen der erzähltechnischen Konstruktion des Romans überlagern sich auf diese Weise zwei differente literarische Muster: eine aus der Ich-Perspektive erzählte, überaus komplexe, für den Leser schier unbegreiflich tragische Lebensgeschichte und ein scharfer Kommentar zur Mentalität des deutschen Bürgertums. Der literarische Rang des Romans basiert auf der Komplexität dieser Struktur.

**Der Ich-Erzähler stellt sich dem Leser vor**

Der Romanbeginnt mit einer kurzen, für den Leser zunächst absolut enigmatischen Erklärung des Ich-Erzählers zu den Motiven, die ihn zur Niederschrift seiner Biografie veranlasst haben:

„Das Schicksal hat mich dazu bestimmt, im Leben eines der seltenen Menschen, welche nach dem Weltkrieg gewaltige Veränderungen und unermeßliche Leiden in Europa hervorrufen sollten, eine gewisse Rolle zu spielen. Oft habe ich mich nachher gefragt, was mich damals Herbst 1918 zu jenem Eingriff bewogen hat, ob es Wißbegierde, die Haupteigenschaft eines in der ärztlichen Wissenschaft tätigen Forschers, war oder eine Art Gottähnlichkeit, der Wunsch, auch einmal Schicksal zu spielen.“ (S. 11)

Welche historische Gestalt mit diesen Formulierungen angesprochen wird, erschließt sich dem Leser erst später, wenn der Betreffende mit seinen Initialen genannt wird: „A. H.“ – *Adolf Hitler*. Was mit dem „Eingriff“ gemeint ist, auf den der Ich-Erzähler anspielt, wird nicht gesagt. Stattdessen werden zwei individuell bestimmte Motive genannt, die Anlass für den „Eingriff“ gewesen sein könnten: „Wißbegierde“ – sie wird vom Ich-Erzähler als „die Haupteigenschaft eines in der ärztlichen Wissenschaft tätigen Forschers“ bezeichnet – und „Gottähnlichkeit, der Wunsch, auch einmal Schicksal zu spielen“. – Der Ich-Erzähler stellt sich damit als ein Arzt vor. Was er als Qualifikationen nennt: „Wissbegierde“ bzw. den Wunsch nach „Gottähnlichkeit“, sind widersprüchliche Sachverhalte. Nur „Wissbegierde“ ist ein Positivum. Das Streben nach „Gottähnlichkeit“ disqualifiziert den Arzt; es entspricht nicht dem Verhaltenskodex. Wer als Arzt nach „Gottähnlichkeit“ strebt, dient nicht unbedingt dem Wohl des Patienten, er dient vor allem der eigenen Egozentrik.

Der Ich-Erzähler beteuert, dass er sein Leben „nüchtern und klar, schmucklos und möglichst wahrheitsgetreu“ darstellen will. Zuerst spricht er über seine Herkunft und über seine Eltern:

„Ich bin in Süddeutschland geboren als der einzige eheliche Sohn eines ziemlich angesehenen Hoch- und Tiefbauingenieurs.“ (S. 11)

Er nennt weder seinen Namen noch das Geburtsdatum und genauen Geburtsort. Implizit entsteht der Eindruck, dass der Ich-Erzähler nicht identifiziert werden will*.* Über die Motive dieses Vorgehens kann man nur spekulieren. Am wahrscheinlichsten ist, dass der Ich-Erzähler für die Autobiografie – ob bewusst oder unbewusst, ist nicht zu klären – sprachlich die Form einer „Beichte“ wählt. Derjenige, der beichtet, möchte üblicherweise anonym bleiben.

Ebenfalls auffällig ist, dass der Ich-Erzähler sagt, er sei „der *einzige* ehelicheSohn eines ziemlich angesehenen Hoch- und Tiefbauingenieurs“. Die Formulierung ist sprachlich gesucht. Sie ist jedoch mit Bedacht gewählt, wie sich herausstellt: Der Ich-Erzähler hat zwei Geschwister. Weshalb er dies nicht offen sagt, erkennt der Leser erst später; sie entstammen einer außerehelichen Beziehung des Vaters*.* Offensichtlich scheut sich der Ich-Erzähler, diesen Sachverhalt klar auszusprechen. Augenscheinlich ist er der Meinung, er würde damit „Sohnespflichten“ verletzen.

Weitaus größeres Gewicht kommt der Einschränkung zu, er sei der Sohn „eines *ziemlich* angesehenen Hoch- und Tiefbauingenieurs“. Die Formulierung nimmt auf einen komplexen Tatbestand Bezug. Der Vater hat als der für die Errichtung einer Eisenbahnbrücke verantwortliche Ingenieur beim Bau der Brücke minderwertiges Material verwendet und auf diese Weise erhebliche Geldmittel unterschlagen. Aufgrund der damit verbundenen Mängel in der Statik war die Brücke bei der obligatorischen Belastungsprobe vor der Freigabe eingestürzt; dabei war ein Arbeiter schwer verletzt worden. In dem sich anschließenden Strafprozess war der Vater nur zu einer Geldstrafe verurteilt worden; ihm war es gelungen, die Hauptschuld an den Unterschlagungen seinem Vorgesetzten anzulasten. Für den Ich-Erzähler besteht am kriminellen Verschulden des Vaters jedoch kein Zweifel; trotzdem ist es ihm in Hinblick auf die Gestalt seines Vaters wichtig, von ihm als einem „angesehenen Hoch- und Tiefbauingenieur“ zu sprechen. Der Zusatz „ziemlich“ überbrückt diese Diskrepanz.

Die Informationen, die der sprachlich auffälligen Formulierung zugrunde liegen, teilt der Ich-Erzähler ebenfalls erst an späterer Stelle mit, und auch dann nicht in geschlossenem Zusammenhang, sondern durch eine Abfolge von an unterschiedlicher Stelle platzierten Teil-

informationen. Dabei ist die Detailschärfe einzelner Formulierungen bemerkenswert. Der Ich-Erzähler ist sich über die rechtlichen und moralischen Aspekte der Tat[[5]](#footnote-5) absolut im Klaren:

„Mein Vater wurde als verantwortlicher Ingenieur von seiner Stellung sofort suspendiert, eine genaue Untersuchung kam in Gang. Er tat daheim so, als wäre nichts geschehen, wir bekamen ihn aber bald kaum mehr zu Gesicht […]. Man hatte die Papiere meines Vaters im Büro durchsucht, die Rechnungen und Belege nachgeprüft und herausgefunden, daß sein unmittelbarer Vorgesetzter und er von einer Lieferungsfirma bedeutende Beträge bekommen hatten. Das von ihnen bestellte Material sollte minderwertig, die Traversen sollten zu schwach gewesen sein.“ (S. 58)

Mit der Formulierung: „Er tat daheim so, als wäre nichts geschehen“, zeichnet der Ich-Erzähler unbewusst ein prägnantes Bild des Vaters. Über die Motive des Vaters verliert der Ich-Erzähler kein Wort, obwohl er sie kennt: Er hatte das unterschlagene Geld zum Bau eines aufwändigen Wohnhauses für seine Zweitfamilie verwandt. – Erst sehr viel später formuliert der Ich-Erzähler das moralische Urteil über die Tat. Das geschieht allerdings auf eine Weise, die den Eindruck erweckt, als sei diese Einsicht selbstverständlich. Zugleich – kommentarlos – werden auch die Floskeln referiert, mit denen der Vater über sein Verhalten hinweggeht und damit den gesamten Vorgang bagatellisiert:

„Mein Vater, *dessen Schuld, wenn auch nicht strafrechtlich, so doch für jeden feststand, der ein Gefühl für Recht und Unrecht hatte*, half sich sehr schnell mit seinem ‚Menschen, Menschen san mir halt alle‘ über das ‚Pech‘ hinweg.“ (S. 66; Hervorhebung – F.T.)

Mit keinem Wort deutet der Ich-Erzähler an, welche Gefühle ihn selber in diesem Moment bewegen. Offene Kritik am Vater unterliegt einem Tabu.

Kein Wort fällt auch über eine weitere Ungeheuerlichkeit. Sie wirft erneut ein deutliches Licht auf die Eltern des Ich-Erzählers und ihr Verhalten. Der beim Einsturz der Brücke schwer verletzte Arbeiter wird nach Abschluss des Prozesses vom Vater und der Mutter des Ich-Erzählers in Zusammenarbeit mit der Ehefrau des Vorgesetzten und dessen Anwalt um die ihm von Gericht zugesprochene Rente betrogen:

„Als er [i.e. der Vater] zur Zahlung einer Rente an den schwerverletzten Arbeiter verurteilt wurde, murrte er über das ‚gar zu leicht verdiente‘ Geld des Proleten. Und vier erwachsene pfiffige Menschen, nämlich meine Eltern, die Direktorin und unser Anwalt, ‚kauften‘ dem leichenblassen, elend gekleideten, fast sprachunkundigen Italiener, der seinen im Schultergelenk gebrochenen Arm in einem schmutzigen Wasserglasverband trug, die langjährige Rente für ein Butterbrot ab.“

Für die ‚honorigen Bürger‘ ist der Arbeiter nichts anderes als ein „Prolet“ und die ihm zugesprochene Rente „leicht verdientes Geld“. Die Darstellung des Ablaufs lässt keinen Zweifel aufkommen, dass der Ich-Erzähler den gesamten Ablauf in seiner Tragweite überschaut.

Aufschlussreich ist auch der nachfolgende Satz:

„Indessen, auch dieses Butterbrot mußte bezahlt werden. Meine Mutter verkaufte etwas Schmuck, und sie weinte bitter.“ (S. 66)

Die Formulierung nimmt kommentarlos den Sprachgebrauch der Eltern auf. Ebenso kommentarlos wird die weitere Entwicklung referiert: Um die Rente, das „Butterbrot“, zu bezahlen, verkauft die Mutter „etwas Schmuck“, keineswegs ihren *gesamten* Schmuck. Trotzdem „weinte [sie] bitter“. Der Ich-Erzähler geht sogar auf ein charakteristisches Detail ein: Einen teuren Smaragd gibt sie nicht her. Die Begründung: „er war ihr als Andenken teuer“ (S. 66), verdeckt jedoch Grund, weshalb ihr der Ehemann den Smaragd zum Geschenk gemacht hatte. Der Ich-Erzähler kennt diesen Grund: Für sie selber war der Smaragd „ein Zeichen bösen Gewissen“ (S. 49) gewesen, die Kompensation der außerehelichen Beziehung ihres Mannes zu Vroni, dem Dienstmädchen im Haus. Über die Disparität dieser Aussagen ist sich der Ich-Erzähler vollständig im Klaren. Kommentiert wird der Vorgang jedoch nicht. Dies verträgt sich nicht mit dem Habitus des „Augenzeugen“.

Die sprachlichen Manipulationen sind Zwangshandlungen, durch die sich der Ich-Erzähler schützen will. Er nimmt wahr, dass seine Eltern lügen, betrügen und heucheln, aber er muss diese Erkenntnis sofort verdrängen. Sie würde ihn zwingen, sich von den Eltern zu distanzieren. Dazu ist er sich psychisch nicht in der Lage. Er versteht sich als „Augenzeugen“, *aber* *er will nicht sehen*. Würde er „sehen“, müsste er das Bild seiner Eltern destruieren. Bis hin zur Selbstverleugnung und Selbstaufgabe setzt der Ich-Erzähler alles daran, dass dieser Fall nicht eintritt. Der Stil seines Sprechens wird zu einer Form des Selbstschutzes.

Der Ich-Erzähler ist eine psychisch schwer gestörte Persönlichkeit. Dies wirkt sich auf sein gesamtes Erwachsenenleben aus. Aufgrund seiner psychisch-emotionalen Konstitution bleibt er als Erwachsener weiterhin seiner Kindheit verhaftet. Den bemerkenswerten Fähigkeiten, die den Ich-Erzähler schon als Kind auszeichnen, steht die bigotte, egozentrische, manipulative Haltung der Eltern entgegen. Das Kind sehnt sich nach Zuwendung; um Zuwendung zu erlangen, schließt es sich im Denken und Sprechen dem Habitus der Eltern an. Es reagiert dankbar, wenn ihm Aufmerksamkeit entgegengebracht wird. Umso leichter fällt es daher den Eltern, den Sohn direkt und indirekt zu manipulieren. Der Junge ist von seinen Eltern emotional abhängig und wird bewusst in dieser Abhängigkeit gehalten.[[6]](#footnote-6) Sein Urteil über die eigene Jugend: „Ich habe eine schöne Kindheit gehabt“ (S. 43), stellt die Gegebenheiten auf den Kopf. Von den Folgen dieser psychischen Knechtung kann sich der Ich-Erzähler zeit seines Lebens nicht befreien. Obwohl er hochbegabt ist und zunächst alles darauf hindeutet, dass ihm im späteren Leben die Welt offenstehen wird, unterliegt seine Entwicklung aufgrund dieser Abhängigkeit starken Einschränkungen. Das erklärt die erschreckenden Fehler, die der Ich-Erzähler im Verlaufe seines Lebens begeht. Die meisten dieser stark emotional bestimmten Fehlhandlungen sind Manifestationen einer gewaltsamen Form von Selbstbehauptung,[[7]](#footnote-7) ein „Ersatz für die verlorenen Knabenfreuden“ (S. 26), Ausdruck des Wunsches – wie ihn der Ich-Erzähler formuliert – zumindest einmal „über die Großen [i.e. die Erwachsenen] zu herrschen, meinen Willen bei den Übermächtigen durchzusetzen“ (ebd.). Es ist der Wunsch, zumindest einmal im Leben „Schicksal zu spielen“.

In welcher Weise der Junge manipuliert wird, wird vom Ich-Erzähler bereits im Zusammenhang der ersten Erwähnung des Vaters geschildert – allerdings ohne dass dem Ich-Erzähler dieser Zusammenhang bewusst ist. Als er den Beruf seines Vaters nennt, kommt der Ich-Erzähler – man möchte meinen: unter einem psychischen Zwang – sogleich auf den Moment zu sprechen, als er im Alter von 6, 7 Jahren während einer Eisenbahnfahrt zum ersten Mal eine Brücke zu Gesicht bekommt, die sein Vater entworfen hat. Die Eltern agieren in genau abgestimmter Rollenverteilung: Als die Brücke erreicht wird, weckt der Vater den schlafenden Jungen auf. Dann greift die Mutter ein, die „sehr geliebte zarte Mutter“. Sie täuscht vor, beim Anblick der Brücke „außer sich vor Begeisterung“ zu sein. Jetzt reagiert wieder der Vater: Er „lächelt bescheiden“; die Manipulation ist perfekt:

„[U]nd ich entsinne mich, daß wir, meine sehr geliebte zarte Mutter, er und ich, eines Herbsttages mit der Eisenbahn von M. nach I. fuhren und daß mich, als ich eingeschlummert war, mein Vater plötzlich weckte, als wir über eine Eisenbahnbrücke fuhren, die er im letzten Sommer zu Ende gebaut hatte. Ich merkte nichts Besonderes an der Brücke, es schien mir eine Eisenbahnbrücke wie alle anderen zu sein, sie führte über einen mit Weiden und Erlen eingefaßten Wildbach, aus dessen Bett ein paar bemooste Steine hervorragten, die Böschung, noch ohne Grasnarbe, war nicht besonders steil, aber meine Mutter tat, als sei sie außer sich vor Begeisterung, und sie hustete, wie immer, wenn sie sich erregte. Mein Vater lächelte bescheiden unter seinem dicken blonden Schnurrbart. Gelegentlich vertraute er mir an, es gäbe etwas noch Schöneres zu bauen als Brücken, nämlich Schlösser, Warenhauspaläste, Bahnhöfe, aber diese Aufgabe behielt er sich für später vor.“ (S. 12 f.)

Der Sohn ist zunächst der – richtigen, dem Sachverhalt angemessenen – Auffassung, dass es sich um eine „Eisenbahnbrücke wie alle anderen“ handle. Er wird aber durch die Theatralik seiner Mutter wie durch die gespielte Zurückhaltung des Vaters emotional zu dem Urteil genötigt, dass es sich hier ein ‚Wunder der Baukunst‘ handle. So sehr sich die Eltern psychisch-mental unterscheiden – im Bestreben, ihren Sohn emotional zu beherrschen, stimmen sie überein.

Für die Entwicklung des Heranwachsenden ist die Tatsache, dass der Vater neben der Ehe, aus der der Ich-Erzähler hervorgegangen ist, eine illegitime, offensichtlich glückliche zweite Ehe führt, aus der zwei Kinder hervorgegangen sind, von möglicherweise entscheidender Bedeutung, denn diese Erkenntnis stellt das Bild der Ehe, das dem Ich-Erzähler in Elternhaus vorgespielt worden ist, auf den Kopf. Der Ich-Erzähler ist unfähig, dieses Faktum in das Bild seiner Eltern zu integrieren. Beim Anblick des Vaters, der gemeinsam Vroni, dem ehemaligen Kindermädchen des Ich-Erzählers, Arm in Arm einen Kinderwagen schiebt, überfällt ihn das „ZERMALMENDE“[[8]](#footnote-8) – die Bezeichnung eines Zustands, mit dem der Ich-Erzähler ein elementares Ohnmachts- und Vernichtungsgefühl beschreibt. Das ZERMALMENDE manifestiert sich mehrfach in seinem Leben, speziell in Extremsituationen. – Die Entdeckung geschieht zufällig auf einem Spaziergang:

„Ich ging ziemlich gedankenlos durch den Park, tief den aromatischen Duft des blühenden Faulbaums einatmend, als ich in einer ziemlich schattigen, abschüssigen Kastanienallee vor mir ein Paar mit einem Kinderwagen erblickte. Die Frau schob ihn mit der rechten Hand, mit dem linken Arm war sie in einen Herrn eingehängt, der von rückwärts meinem Vater zum Verwechseln ähnlich sah. Da ich mir durchaus nicht vorstellen konnte, er sei es wirklich, ging ich ihnen rasch nach. Ich erschrak furchtbar, als ich in dem Herrn meinen Vater, in der Dame mit dem blauen Straußenfedernhut und den weißen Handschuhen an den dicken Händen unsere frühere Magd Vroni erkannte.“ (S. 53)

Der Vater hatte lange vor seinem Prozess bereits damit begonnen, für diese Zweitfamilie ein teures, modernes Haus, eine „Villa“, zu errichten. Zur Finanzierung des Baus hatte er – ein Detail, das erneut den Charakter des Vaters und darüber hinaus die Konstellation seiner legalen Ehe beleuchtet – „seine beträchtlichen Ersparnisse und einen Teil der nicht unbedeutenden Mitgift“ *seiner Ehefrau* (S. 65) eingesetzt. – Um seine Anteilnahme an dem „Glück des Vaters“ zu manifestieren,[[9]](#footnote-9) schenkt der Ich-Erzähler Vroni zwei silberne Kerzenleuchter, die ihm selber von der eigenen Mutter geschenkt worden sind.[[10]](#footnote-10) Offensichtlich versucht er, auf diese Weise sein Welt- und Familienbild zu stabilisieren. Ihm ist nicht bewusst, dass dies nicht möglich ist und er mit dem Geschenk an Vroni seine Mutter zutiefst verletzt.

Die Folgen dieser unangemessenen Sucht nach Harmonie sind gravierend. In seinem beruflichen Leben als Arzt ist der Ich-Erzähler eine Koryphäe; im sozialen Umgang und Verhalten aber fehlen ihm Urteilsvermögen und Maßstäbe. Statt sich zumindest als Erwachsener aus der emotionalen Abhängigkeit von den Eltern zu lösen, versucht der Ich-Erzähler die elterliche Egozentrik seinerseits durch nahezu schrankenlose Selbstaufopferung und blinden Altruismus auszugleichen – ohne zu erkennen, dass dies auf groteske Weise jeder Form rationalen Handelns zuwider läuft. Hier liegt auch der Grund dafür, dass seine eigene Ehe scheitert, ebenso das Verhältnis zu seinen Kindern. Dass er sich auf diese Weise jeglicher Verantwortung für die Folgen, die aus diesem Tun erwachsen, entzieht, ist ihm nicht bewusst.

**Der Unfall in der Au-Kaserne**

Einer der Angelpunkte in der Biografie ist ein schwerer Unfall, den der Ich-Erzähler während seiner Volksschulzeit erleidet. Die Erfahrungen, die er dabei macht, sind ebenso wie die Erfahrungen im Elternhaus prägend für sein Leben.[[11]](#footnote-11) Er kommt im Verlaufe der medizinischen Behandlung, die aufgrund der Schwere der erlittenen Verletzung erforderlich ist, in näheren Kontakt zu einem jüdischen Arzt, der zu seiner Rettung herbeigerufen worden ist, auch zu Viktoria, der Tochter des Arztes, einem außerordentlich klugen und zudem hübschen Mädchen. Von Seiten des unscheinbaren, aber außerordentlich befähigten Arztes erfährt der Ich-Erzähler erstmals Sympathie und menschliche Wärme. Die Mutter erkennt jedoch schnell, dass der Sohn ihr aufgrund dieses Kontakts zu entgleiten droht und verbietet dem Arzt mit beleidigenden Worten das Haus. In ihrem Verhalten vermischen sich Eifersucht und Antisemitismus. Sie bleibt ihm sogar die Bezahlung ihrer eigenen medizinischen Behandlung schuldig. Damit bricht auch die Verbindung zu Viktoria ab. Der Ich-Erzähler wiederum fühlt sich aufgrund der aus seiner Sicht erfolgreich bestandenen „Mutprobe“, wie er den Unfall versteht, in der Lage, sein Leben nunmehr ganz und gar ‚aus eigener Kraft‘ zu bestimmen. Daraus formt sich die Maxime: „Ich kann, wenn ich will.“ Die hieraus erwachsende Entwicklung führt zur Katastrophe seiner späteren Ehe mit Viktoria.

Der Unfall geschieht auf dem Gelände einer Militärkaserne. Es handelt sich um ein Vorkommnis, wie es sich im Rahmen der Adoloszenz häufiger ereignet. Der Ich-Erzähler, zum Zeitpunkt seines Experiments noch ein Grundschüler, ist in seiner Klasse isoliert. Man fürchtet seine Körperkraft, ebenso seine unberechenbaren Wutausbrüche. Auf einen weiteren, naheliegenden Grund für die Isolation: auf die Rolle seiner Mutter, die die Kontakte zu Gleichalterigen gezielt einschränkt, da sie der Auffassung ist, sie seien kein Umgang für ihren Sohn, geht der Ich-Erzähler nicht ein. – Die Naivität, mit der der Junge dieser Situation gegenübersteht, wird an der Weise erkennbar, in der er seine Stellung in der Klasse beschreibt:

„Ich war für mein Alter sehr groß, immer der Stärkste in der Klasse der ‚Au-Schule‘. Ich habe mich schon damals nach einem Freund gesehnt, habe aber nie jemanden dazu finden können. Wahrscheinlich war ich es selbst, der die Annäherung der Klassenkameraden nicht richtig aufnahm, und zwar aus einer sicherlich bei manchen Kindern, die keine Geschwister haben, häufigen Ursache: ich fürchtete mich vor den Fremden. Sie fürchteten sich aber noch viel mehr vor mir vor meiner Körperstärke, vor meinem schweigsamen Wesen. Hätten sie gewußt, daß ich in besonderem Maße schmerzempfindlich war, daß mich ein hartes Wort ebenso verwundete wie ein kleiner Riß in meiner Haut, was alles sie gar nicht spürten, so hätten sie sich mir vielleicht leichter genähert. Ich konnte niemanden leiden sehen, nicht Mensch, nicht Tier, aber ich habe selten geweint.“ (S. 12)

Der Junge beobachtet, wie ein Kürassier die schweren Militärpferde mit Brot füttert. Er wird von dem Geruch des Brotes angelockt. Der Kürassier schenkt dem Jungen ein großes Stück Brot, und plötzlich verspürt der Junge den Zwang, selber die Pferde zu füttern. Er gerät dabei in eine euphorische Stimmung, erkennt auch die Gefahr, in die er sich begeben hat, und ist nicht fähig, sich rechtzeitig zurückzuziehen:

„Ich schlüpfte in den Eingang der Kaserne, kam in den Hof. […] Ich gab, eisig vor Angst, aber brennend vor Entzücken und Glück, meinen Willen durchgesetzt, meinen Mut bewiesen zu haben, dem mir zunächst stehenden Pferde ein Stück des Brotes. Sei es, daß meine Hand trotz alledem zu sehr zitterte, sei es, daß das Pferd die Kruste nicht richtig aufnahm, sondern vielmehr fortstieß, das Brot fiel herab. Ich, jetzt einer gewissen Gefahr gruselnd bewußt, bückte mich trotz allem danach. Das Blut war mir aber so stark zu Kopf gestiegen, daß ich das Brot unter den vielen unruhigen Hufen nicht sah. […] Ich konnte nicht auf, ich wand mich, immer noch am Boden, zwischen den zwölf Pferdebeinen hindurch, fand das Brot und war schon gerettet und hatte mich halb aufgerichtet, als ein Pferd […] mich mit dem Huf trat. Ich hörte mich aufstöhnen und versank in Ohnmacht, aber nicht in Schmerzlosigkeit, ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig und doch ganz wach in grauenhafter Pein. […] Ich fand mich wieder in einer Mannschaftsstube, bis zur Atemlosigkeit heulend vor Schmerz […]. Der Schmerz brannte im Rücken, ich konnte nicht atmen und mußte doch schreien. Sonst hätte ich sterben müssen, fühlte ich.“ (S. 14 f.)

Mit ungeheuren Schmerzen wird der Junge ins Elternhaus zurückgebracht. Er hatte in dieser Situation zumindest ein „WILLKOMMEN“ erwartet, wie eine intuitive Wahrnehmung signalisiert (S. 18), doch nicht er steht im Zentrum, sondern der begleitende Unteroffizier, der zudem eine aus Sicht des Jungen falsche Darstellung des Unfalls gibt. Man telefoniert nach dem Arzt. Anschließend kehren alle in dem Raum zurück, in dem der Junge liegt. Man unterhält sich, raucht, negiert also, dass der Junge vor Schmerzen nicht atmen kann. Dann erscheint der Arzt: der „nüchterne, nach Medizin riechende, in einen speckigen Gehrock gekleidete jüdische Arzt“ (S. 19). Er nimmt die erste Versorgung vor und unterrichtet die Eltern wie die übrigen Anwesenden über den Charakter der Verletzung. Anschließend wird erneut geraucht:

„Bald darauf traten alle wieder bei mir ein, sprachen durcheinander, beengten den schmalen Raum, nahmen mir die Luft. Alle waren irgendwie mit meinem Unglück abgefunden und freuten sich, daß es nicht ärger gekommen war. Mein Vater und der Wachmeister rauchten.“

Der Junge überblickt klarsichtig die Situation und ist über das Fehlen jedweder Empathie konsterniert. Über die Tatsache, dass seine Mutter völlig widersinnig agiert, geht er hinweg:

„Ich konnte nicht verstehen, daß niemand daran dachte (meine Mutter ausgenommen, die mir nutzlose Umschläge auf die Stirn machte), daß ich einen solchen Schmerz nicht auf die Dauer ertragen konnte. Aber sie dachten eben doch nicht daran.“ (S. 19)

In der Nacht spitzt sich die Lage zu. Der Junge beginnt Blut zu spucken. Erneut ist die Art, wie die Mutter auf die Verschlechterung des Befindens reagiert, bezeichnend: Sie lässt den Geistlichen mit den Sakramenten holen. Erneut täuscht der Ich-Erzähler vor, mit der Mutter übereinzustimmen. Tatsächlich ist er sich ihres grotesken Fehlverhaltens durchaus bewusst:

„Meine Mutter war wieder bei mir. Als gläubige Katholikin war ihr mein ewiges Seelenheil wichtiger als mein Leben. Was konnte sie Besseres für mich tun, als mich in ihren Armen halten, beten und Gelübde tun?“ (S. 22)

Den Ich-Erzähler überfällt in dieser Situation wiederum das Vernichtungsgefühl. Jetzt befindet er sich in unmittelbarer Lebensgefahr:

„Es wäre mir wohler gewesen, wäre sie ruhig gewesen und hätte sie mich wieder aufsetzen und mich fest an den Stäben des Bettes anhalten lassen. Denn jetzt kam etwas Neues über mich: vielleicht nenne ich es am besten DAS ZERMALMENDE. Es hatte eigentlich mit dem früheren Schmerz nichts zu tun, es ähnelte am ehesten dem Augenblick, als der Huf des Pferdes, von dem Schulranzen niedergleitend, das Schullineal unter Krachen zerbrechend, mir die rechte Seite zerschlagen hatte, also dem ersten Augenblick.“ (S. 22)

Statt des Geistlichen ruft der Vater den Arzt. Dessen Behandlung schlägt an:

„Mich überkam ein sonderbares Gefühl der Milderung. Nicht daß die Schmerzen verschwunden wären mit einem Schlag. Im Gegenteil, sie dauerten weiter und sollten, wenn auch vermindert, noch sehr lange dauern, aber über dem Schmerz lag wie ein Verband mit guter Salbe diese Beruhigung […].“ (S. 23)

Der Arzt, Dr. Kaiser, der „Judenkaiser“, nimmt anschließend eine Punktion vor. Daraufhin verbessert sich das Befinden des Jungen. – Die Art und Weise, wie der Junge auf den Eingriff reagiert, ist aufschlussreich. Er erkennt, dass er in hohem Maße fähig ist, Schmerzen zu ertragen. Das steigert sein Selbstgefühl:

„Kein Schmerzenslaut kam mir über die Lippen. In der folgenden Nacht schlief ich nicht. Ich hielt mich für einen seltene, für einen ungewöhnlichen Menschen, über den der Schmerz nichts vermag.“ (S. 28)

Wenig später zeigt sich, dass während der „Leiden und Schmerzen“, wie der Ich-Erzähler selbstironisch formuliert (S. 31), der „Trieb zum Herrschen“, der schon früher vorhanden gewesen ist, sich weiter verstärkt hat. Eine andere Entwicklung ist ebenfalls folgenschwer: Weil die Mutter den „jüdischen Arzt“ nicht im Hause sehen will, bricht auch der Kontakt zu Viktoria ab. Die Mutter ist eifersüchtig auf Viktoria, die den Sohn zunehmend in ihren Bann zieht. Auch hier fügt sich der Sohn den unausgesprochenen Wünschen der Mutter.

Für den Ich-Erzähler wird das Erleben der „WUNDERKUR“ wie das der „Mutprobe“ ein sein Leben bestimmendes Geschehen. Wie der „unscheinbare jüdische Arzt“ will auch der Ich-Erzähler „Wunderkuren“ vollbringen. Unter schwersten Entbehrungen[[12]](#footnote-12) beginnt er ein Medizinstudium. Zwar interessiert er sich stark für Psychiatrie, aber sein Mentor, der Psychiater Kaiser, rät ihm, Chirurgie zu studieren.[[13]](#footnote-13) Psychologie und Psychiatrie bleiben für den Ich-Erzähler trotzdem zentrale Arbeits- und Interessengebiete.

**Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die Begegnung mit A.H.**

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs wechselt der sprachliche Duktus des Romans. Eindrucksvoll, mit der Distanz eines Psychologen, der einen klaren Blick für das Geschehen hat, beschreibt der Ich-Erzähle die gesellschaftlichen Veränderungen:

„Mit einem Schlage gab es kein Europa mehr, die Grenzen waren gesperrt, und überall floß Blut. Im Norden, im Osten, im Süden, im Westen. Der Kosmopolitismus war zu Ende. Es gab keine Reisen ins ‚Ausland‘ mehr, es gab keine Rechte des einzelnen mehr, keine Pressefreiheit, also keine Denkfreiheit, keine Forschungsfreiheit. Keine Kritik. Keine Vernunft. Es herrschte Kriegsrecht, Notrecht, also kein Recht. Das universale Völkerrecht war dem geheiligten Recht der sich verteidigenden einzelnen Nation unterlegen. […] Die bestialischen Triebe, die Unterseelen waren erwacht, man rühmte sich der unerschütterlichen, mitten im strömenden Blut, in furchtbaren Leiden und Schmerzen wie Eisen so starren Herzen, der von keinem Jammer und keinen Wunden zu rührenden Gemüter. Alles war gesund, mutig und gut, alles war patriotisch, alles war stolz auf seine Nation. Eine süßliche Woge von Sentimentalität ließ alt und jung, arm und reich sich miteinander am Fuße des Altares des bedrohten, tugendhaften Vaterlandes vereinen.“ (S. 130)

Der Ich-Erzähler hebt vor allem die Rolle der Massen und ihre Manipulation hervor. Der Einzelmensch ist jetzt nicht mehr relevant:

„Auf die Massen kam es an, und man sprach zu ihnen. Es setzte eine maßlose Propaganda ein. Eine fette und erfreuliche Lüge (zum Beispiel wollten alle, Freund wie Feind, nur Opfer eines ungerechten Angriffs sein) war im Dienste der guten Sache besser als eine bittere und triste Wahrheit. Was den Menschen zum Menschen macht, Vernunft und Maß, das galt plötzlich als vaterlandsfeindlich. ‚Denken polizeilich verboten! Bis zum Siege schweigen, durchhalten, Maul halten.‘ Anfangs widerstrebten ein paar wenige. Auf die Dauer fast keiner. Ob jeder eine Seele hatte, bleibt dahingestellt, eine Unterseele hatte jeder. Jeder wollte der Stärkere sein und als der Stärkere im Recht. Der Sieg war das Recht, und Sparta das Gesetz aller.“ (S. 131)

Die Analyse ist brillant. In diesem Moment ist der Ich-Erzähler auf dem Höhepunkt seiner Intellektualität. – Um zu veranschaulichen, wie sehr der Kriegsausbruch das Verhalten fast aller Personen verändert hat, kommt der Ich-Erzähler auf Dr. Kaiser, den „Judenkaiser“, zu sprechen:

„Auch der alte Judenkaiser hatte seine schwachen Kräfte dem Vaterland zur Verfügung gestellt und ging im schwarzen, abgeschabten Zivilanzug, aber auf der Brust das Eiserne Kreuz, das er als Freiwilliger 70/71 bekommen hatte, von einem Hilfslazarett zum anderen. Die jungen Ärzte brauchte man an der Front.“ (S. 133)

Gehen schon bei Kaiser Patriotismus und Sentimentalität eine problematische Verbindung ein, so verhält es sich bei dem Ehemann seiner Tochter Viktoria, dem Reichstagsabgeordneten Leon Lazarus, einem Sozialisten und Pazifisten, keineswegs anders:

„Seine Tochter hatte einen sozialistischen Abgeordneten, den Arbeiterführer Leon Lazarus, geheiratet. Dieser kluge und erfahrene Mann war der allgemeinen Ansteckung des Kriegswahns nicht entgangen, er hatte sich freiwillig gemeldet, und man hatte ihn eingezogen, obwohl er als Abgeordneter dem Kriegsdienst nicht unterlag. Es fehlte ihm weder an Überzeugung noch an Mut. Ich habe später erfahren, daß er, um dem Konflikt zwischen seiner internationalen pazifistischen Überzeugung und seiner Pflicht als nationaler Deutscher zu entgehen, sich an die Westfront gemeldet hatte. Das Schicksal kümmerte sich um seine Beweggründe nicht, er war gutes Kanonenfutter und fiel bei seinem Gefecht. Seine Witwe, in ihrer Trauer schöner denn je, litt sehr, aber sie schwieg, ertrug alles und trat als Pflegerin in ein Mannschaftslazarett ein […].“ (S. 133 f.)[[14]](#footnote-14)

Die Ausführungen des Ich-Erzählers über Massenhysterie und Patriotismus, über den Zusammenbruch der individuellen Freiheit und den sinnlosen Opfertod des Abgeordneten Leon Lazarus zeigen zweifelsfrei, dass der Ich-Erzähler ein überzeugter Gegner dieses Krieges ist. Für Krieg gibt es keinerlei Rechtfertigung.

Unmittelbar anschließend wird der Ich-Erzähler zum Militär eingezogen. Er arbeitet als Chirurg in einem Lazarett hinter der Front. Anfänglich empfindet er die hier getätigten Operationen, zumeist Amputationen, als neutrale, medizinisch notwendige Aufgabe. Diese Einstellung ändert sich nach Beginn einer französischen Offensive. Die Schlaf- und Ruhepausen werden kürzer; die psychische Belastung steigert sich ins Unerträgliche. Seine Darstellung dieser Entwicklung vermittelt ein klares, noch immer vergleichsweise distanziertes Bild:

„Die Operationen nahmen kein Ende, die schauererweckende Kette riß nicht ab. Man sah kein Menschengesicht mehr. Dieses lag erdfarben unter der weißen Chloroformmaske. Man hatte keine Entscheidung zu treffen, alles war durchorganisiert, die Soldaten kamen (Mannschaft und Offiziere ohne Unterschied) schon vorbereitet und annarkotisiert zu uns, wie Werkstücke am laufenden Band, um die Methode Fords auf diese Menschenoperationsfabrik anzuwenden, wir griffen mit unseren Händen zu, und wir arbeiteten flink und sicher, nicht anders als solche Fabrikarbeiter.“ (S. 136)

Mit der Fortdauer der Offensive steigern sich die psychischen Belastungen:

„Nach einigen Wochen war ich wie verblödet, vertiert, ohne Energie und doch immer angespannt, nicht fähig, einen Brief zu lesen oder zu schreiben, den Heeresbericht zu verfolgen, ein Buch vorzunehmen oder […] Grammophonmusik zu hören. Operieren fort und fort, Hautschnitt in Zirkelform nach Anlegung der blutabschnürenden Binde, Fassen der oberflächlichen Blutgefäße, Durchtrennung der Muskeln und Gefäße und Nervenstränge in einem glatten Schnitt, die Knochensäge heran und blitzschnell sägen. Und dann fiel ein Glied, man brachte es schnell fort. Denn Zeit war Geld oder mehr als Geld, Zeit war Menschenleben, und wenn der Staat auch das Menschenleben nicht mehr achtete, so wollte er doch keinen, den er vielleicht später noch brauchen konnte, unnötigerweise zu früh sterben lassen.“ (S. 136)

Klar und sachlich schildert der Ich-Erzähler den weiteren Fortgang. Es vollzieht sich ein ständiger Wechsel von Offensive, Gegenschlag und der nachfolgenden, vorübergehenden Ruhepause. Die militärischen Operationen sind – wie der gesamte Krieg – sinnlos:

„Die Schlacht an dem betreffenden Abschnitt war abgeschlossen, und zwar zu unseren Gunsten. Die Sanitätstruppe packte unser Material in numerierte Kisten zusammen, brach auf und stellte ihre Zelte ein paar Kilometer weiter vorn auf. Wir warteten nicht lange auf Arbeit. ‚Der Franzose‘ war uns einen Gegenstoß entgegen, und es folgten wiederum vier Wochen ununterbrochenen Operierens. Dann hieß es, der Abschnitt sei nicht wichtig, er sei die großen Menschenopfer nicht wert, wir packten ein und zogen uns dorthin zurück, von wo wir vor einigen Wochen aufgebrochen waren.“ (S. 138)

Der Ich-Erzähler erhält Urlaub, keineswegs einen Sonderurlaub, sondern weil er „an der Reihe war“. Er trifft während des Urlaubs auch Viktoria:

„Ich sah Viktoria wieder, staunte sie an und sie mich. Ich sie wegen ihrer Schönheit und sie mich wie ein fremdes Tier.“ (S. 139)

Die politische Stimmung abseits der Front hat sich verändert. Noch immer ist das Urteil des Ich-Erzählers bemerkenswert distanziert und klarsichtig. Er benennt die signifikanten Veränderungen in der Wehrmachtsführung: die – so der spätere Terminus – „Diktatur der Obersten Heeresleitung“. Es taucht in diesem Zusammenhang aber als erstes Anzeichen einer Distanzierung vom Pazifismus der Begriff „Friedensschwärmer“ als Bezeichnung für die zunehmende Zahl der Kriegsgegner auf:

„Im Hinterland herrschte eine merkwürdige Stimmung, halb unsinnig übermütig, teils unsinnig verzweifelt. […] Es meldeten sich ein paar Friedensschwärmer und sprachen mutig von einem Frieden ohne Sieger und Besiegte, von einem Abschluß der Feindseligkeiten ohne Annexionen und Kriegsentschädigung. Sie setzten sich nicht durch. Der Staat, der nichts konnte als stur weiterkämpfen, weil er kein festes Ziel hatte außer dem, sich selbst zu erhalten und größer zu werden, […] warf eine gewaltige Gegenpropaganda in den Kampf der Meinungen. Obwohl die Friedensfreunde im Parlament eine große Majorität gehabt hatten, mußten sie unterliegen, da sie die Exekutivgewalt nicht hatten. Diese hatte ein Mann ohne Verantwortung inne, ein Diktator im Marschallrang, dem alles blilnd zu gehorchen hatte […]. Da er persönlich untadelhaft war und wie seine Helfer nur für den Sieg lebte […], schenkte man ihm Vertrauen und klammerte sich an ihn, als wäre er das Schicksal und Gott.“ (S. 139)

Für den Leser der Autobiografie völlig überraschend vollzieht sich plötzlich ein Bruch im Bewusstsein und Verhalten des Ich-Erzählers. Durch welche Momente er ausgelöst wird, ist zunächst nicht erkennbar. Der sprachliche Duktus wird militärischer, der Tonfall emphatisch:

„Ich kehrte ins Feld zurück. Aber es widerstrebte mir aus Herzensgrunde, eine Sache durch meine Wissenschaft und Kunst als Arzt zu unterstützen, die ich verabscheute – und an deren Erfolg ich nicht mehr glaubte. Oder war es ein anderer Grund, der mich dazu bewog, mich zur Kampftruppe zu melden […]?“ (S. 139 f.)

Für einen kurzen Moment kommt der Ich-Erzähler den Gründen, die ihn zum Wechsel veranlassen, sehr nahe. Er spricht von der Kraft der „Unterseele“, die sich gegen das rationale Denken durchzusetzen beginnt, da die Rationalität, die sich im Tun eines Arztes manifestiert, jetzt selber in Zweifel steht. Dass die „Unterseele“ ein atavistischer Trieb ist, kommt dem Ich-Erzähler jedoch nicht in den Sinn:

„War es auch bei mir die Unterseele, die an die Oberfläche wollte, hatte auch ich Blut geleckt (mir war oft genug ein Tropfen heiß ins Gesicht gespritzt) und wollte einer von denen sein, die wissen, wie es ist, wenn man Menschen tötet, statt bloß hinten zu warten und das gutmachen zu wollen, das man vorne mit Absicht schlecht gemacht hatte? Welchen Sinn hatte es, Menschen vom Tode zu retten, wenn der Staat sie kaum genesen, wieder ins Spiel einsetzt?“ (S. 140)

Noch immer ist sich der Ich-Erzähler bewusst, dass er mit seinem Entschluss, sich zur kämpfenden Truppe zu melden, nicht den Prinzipien von Ethik und Moral folgt, denen er bei der bisherigen Analyse der Kriegshysterie und der Rechtfertigungen des militärischen Vorgehens durch die staatliche Führung gefolgt ist. Er verspürt nur einen inneren Zwang, dem er nicht zu widerstehen vermag:

„Es zog mich, meine ganze Energie strebte nach etwas, wogegen sich die Vernunft vergeblich sträubte. Was hilft es, sich durch logische Gründe klarmachen zu wollen, was aus ‚unberechenbaren Schwankungen des innersten Gefühls‘ hervorkam? Ich habe dann bei einem ‚Stoßtrupp‘ für besondere Gelegenheiten […] mehr als einen Nahkampf mitgemacht, ein paar handfeste, kaltblütige, mutige Kameraden neben mir.“ (S. 140)

An dieser Stelle deutet sich an, dass der Ich-Erzähler eine andere Person geworden ist. Seine Identität hat sich grundlegend verändert. Die zuvor artikulierten Zweifel, ob er bei seinem Entschluss, sich zur kämpfenden Truppe zu melden, nicht ‚unberechenbaren Schwankungen des innersten Gefühls‘ folge, sind nur ein Vorwand, um den Vorwurf abzuwehren, er handele allen seinen bisherigen Überzeugungen entgegen. Dies wird deutlich an der Art und Weise, wie er sich über den Unterschied zwischen dem „technischen Kampf“ und den Kampf Mann gegen Mann äußert:

„Solange ich nicht mit dem Feind (uns standen indische Truppen, sogenannte GURKHAS, gegenüber) in persönlichem Kampf war, war alles einfach. Der technische Kampf, aus Distanz geführt, gibt einem nichts. Aber man muß es einmal erfahren haben, was das andere ist, was die Urgeschlechter vor Jahrtausenden gekannt und geliebt haben, man muß einmal kampffreudig mit dem blanken Bajonett vorgegangen sein. Man muß einmal über die knirschenden Sandsäcke, die Eierhandgranaten in den Fäusten, eine rechts, eine links, vorgedrungen sein, man muß den Stacheldraht an seinen Hosen und den dicken Wickelgramaschen einen zurückzerren gespürt haben, man muß sich unter unbeschreiblichem Gefühl zugleich davor gegraut und darnach gesehnt haben, den riesenlangen braunhäutigen Kerl mit dem Turban auf dem Kopf, in Khaki untadelig gekleidet, vor seiner Brust zu haben und mit ihm zu ringen, wenn die ihm entgegengeschleuderten Handgranaten nicht explodiert sind.“ (S. 141)

Diese enthusiastische Beschreibung von urzeitlichem Atavismus setzt sich sogar fort:

„Man muß sich, während er sich etwas bückt, […] das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett von der rechten Schulter herabgerissen haben, man muß ihm mit einem geschickte Stoß an der richtigen Stelle das Bajonett zwischen die Rippen gebohrt haben, man muß ihn in seiner fremden kehligen Sprache aufheulen gehört haben, ihn erblassen gesehen haben […], wie er nach vorn greift, wie seine Hände sich blutig schneiden im Bemühen, das Bajonett aus der Wunde zu ziehen, während ich [!] es in der Wunde mit Mühe umdrehe […], damit schon alles schnell zu Ende ist, er erledigt und ich weiter zu anderen […].“ (S. 141 f.)

Dem Ich-Erzähler gehen bei der Beschreibung des Nahkampfes die Worte aus. Er befindet sich im Zustand rauschhafter Euphorie, spricht vom „Barbarenglück“ und vom „Barbarenrausch“. Er erleidet eine Schussverletzung und soll nach der Genesung einen Erholungsurlaub nehmen, lehnt dies jedoch ab. Als man entdeckt, dass er ein Arzt, Spezialist für Geistes- und Nervenkrankheiten, ist, wird er als Stabsarzt an ein Feldlazarett in „P.“ – Pasewalk – versetzt, in ein Lazarett für psychisch Kranke.

Es liegt auf der Hand, dass der Ich-Erzähler in diesem Moment nicht zu seinem medizinischen Beruf zurückkehren dürfte, insbesondere nicht in den Bereich der Behandlung psychisch Erkrankter. Durch den ‚fabrikmäßigen‘ Einsatz als Chirurg war er selber an das Ende seiner psychischen Kräfte gelangt. Nur seine ungewöhnlich belastbare Konstitution verhinderte einen körperlichen oder psychischen Zusammenbruch. Dass der Ich-Erzähler bereits zu diesem Zeitpunkt die Steuerung seiner Person verloren hatte, wird auch daran erkennbar, dass er sich nicht in ein von der Front entfernt gelegenes Lazarett versetzen ließ, sondern ausgerechnet zu einem Stoßtrupp, einer besonders brutalen Form des Kampfes. Psychisch-mental war dies kontraproduktiv. Seine Formulierungen über die ‚Wonnen des Nahkampfs‘ sind Zeichen einer Zuspitzung der psychisch krankhaften Entwicklung. Dass der Ich-Erzähler anschließend den ihm bewilligten Urlaub ausschlägt und wieder als Arzt in der Armee tätig werden will, steigert die Problemlage noch einmal. Der Ich-Erzähler wird in dieser Situation zu einer Gefahr für die Patienten.

 Wie an vielen anderen Punkten der Autobiografie ist der Leser zunächst überrascht, mit welcher Klarsicht der Ich-Erzähler die Situation beschreibt, mit der er in P. konfrontiert ist:

„Ich wurde dem Reservelazarett in P. zugeteilt und bekam hier zahlreiche Kriegskrüppel unter die Hände, aber nicht etwa Amputierte, sondern geistig Verkrüppelte, denen durch methodisches Turnen und durch ingeniöse Kunstglieder nicht zu helfen war. Es waren ebensoviel ‚echte‘ Kranke da wie Simulanten, schwere Geisteskrankheiten im Anfangsstadium, Hysterie auf der Höhe, und ich konnte meine alten Studien aus der Zeit in Kaisers [psychiatrischer] Anstalt fortsetzen.“ (S. 143)

Dass er selber zu den „geistig Verkrüppelten“ – in diesem Fall terminologisch vermutlich adäquater: *seelisch* Verkrüppelten – gehört, erkennt der Ich-Erzähler nicht. – In P. trifft der Ich-Erzähler „einen von Schlaflosigkeit zermürbten, aufgeregten Kriegsblinden, einen Gefreiten des bayrischen Regimentes List, Ordonnanz beim Regimentsstab, A.H.“ (S. 145) Dass hier Hitler und Hitlers Aufenthalt im Feldlazarett in Pasewalk angesprochen wird, war Weiß‘ Zeitgenossen bekannt.[[15]](#footnote-15)

 A.H. wird als ein Störenfried, ein Querulant, eingeführt. Die Heldentaten, von denen er berichtet, werden zumindest indirekt als unglaubwürdig bezeichnet. Ob er das Eiserne Kreuz erster Klasse zu Recht trägt, wird mit Gründen offen gelassen. Trotzdem beschäftigt sich der Ich-Erzähler intensiv mit dem Patienten. Die Annäherung erfolgt auf dem Wege der emotionalen Einfühlung:

„Er stand allein, hatte nie ein Liebesgabenpaket bekommen, erhielt keinen Brief von der Familie, Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Frau oder Braut. […]“ (S. 150)

Augenscheinlich identifiziert sich der Ich-Erzähler mit dem Patienten. Das wird noch deutlicher, als der Ich-Erzähler über die familiäre Herkunft des Patienten berichtet:

„Sein Vater war ein Bauer, ein Kleinhäusler, dann hieß es, er sei ein k.k. Zollamtsoffizial gewesen, ein kalter, förmlicher, strenger Mensch. Der Vater war mehrmals verheiratet gewesen, hatte Kinder aus drei Ehen (fast wie der meine). Die Mutter hatte H. bald verloren (ich dachte an die meine, von der nicht die besten Nachrichten kamen.)“ (S. 153)

Beide Personen sind durch zeitweilige „Blindheit“ miteinander verbunden.[[16]](#footnote-16) Über eine Episode in der Kindheit des Ich-Erzählers, ein Abenteuer im Moor, heißt es beim Anblick von „Warnungsstangen“, die der Ich-Erzähler übersehen hatte:

„Aber ich hatte wieder einmal die Gefahr aufgesucht und hatte mich dann verloren, als wäre ich blind.“ (S. 39)

Der Ich-Erzähler und A.H. sind psychisch in Teilen psychisch ähnlich strukturierte Personen. Dass dies Grund sein müsste, von A.H. Abstand zu halten und eine Therapie auf jeden Fall einem Kollegen zu überlassen, erkennt der Ich-Erzähler nicht – er *will* dies nicht erkennen. Zwar spricht er von dieser Möglichkeit (S. 152), aber er realisiert sie nicht. In den diesbezüglichen Reflexionen fällt erneut das Wort „blind“:

„War ihm zu helfen? Ich dachte lange nach, und endlich ging es mir auf. Ich konnte versuchen, durch eine ingeniöse Verkuppelung seiner zwei Leiden mit seinem Geltungstrieb, seinem Gottähnlichkeitstrieb, seiner Überenergie, einen Weg zu finden, ihn von seinen Symptomen zu befreien. Daß ich ihn damit nicht von seiner Grundkrankheit heilen konnte, gestand ich mir nicht ein. Da war ich blind. Ich wollte es nicht sehen, weil mich eine Art Leidenschaft ergriffen hatte. Auch ich wollte wirken, ich mußte handeln. Ich wollte herrschen, und jede Tat ist mehr oder weniger ein Herrschen, ein verändern, ein Sich-über-das-Schicksal-aktiv-Erheben.“ (S. 156)

Das Vorgehen ist einfach. Es beruht im Wesentlichen auf Suggestion. Der Ich-Erzähler fordert den Patienten auf, sich autosuggestiv zu befehlen: ‚Ich kann, wenn ich will‘:

„‚Ich könnte Ihnen nur die Methode angeben, mit deren Hilfe Sie sehen würden, obgleich Ihre Augen verätzt sind vom Gelbkreuz. Ein gewöhnlicher Mensch wäre mit Ihrem Augenbefund blind für Lebenszeit. Aber für einen Menschen von besonderer Willenskraft und geistiger Energie gibt es keine Grenzen, die naturwissenschaftliche Erkenntnis gilt für ihn nicht mehr, und der Geist sprengt die Mauern, bei Ihnen die dicke weiße Schicht in der Hornhaut […].‘“ (S. 159)

Zur Unterstützung dienen politische Argumente. Dass sie in höchstem Maße fragwürdig sind, da sie eine Verlängerung des Krieges implizieren, schiebt der Ich-Erzähler zur Seite:

„‚[…] Sie wissen, daß Deutschland jetzt Menschen braucht, die Energie und blindes Vertrauen in sich haben. Mit Österreich ist es zu Ende, aber mit Deutschland nicht.‘“ (S. 59 f.)

Diese suggestive, manipulatorische Ansprache hat Erfolg – der Patient beginnt zu sehen. Dass der Ich-Erzähler damit gegen das ärztliche Ethos gehandelt hat – er hat durch manipulative Suggestion einen potentiellen Verbrecher erschaffen, der fortan bei der Durchsetzung seiner Ziele keinerlei Grenzen anerkennt und eine Gefahr für die Gesellschaft darstellt –, wird ihm nicht bewusst.

 Die Schilderung des Aufenthalts im Feldlazarett endet mit einem knappen Resümee über die Veränderungen, die sich nunmehr in der öffentlichen Stimmung bemerkbar machen:

„In jene Zeit fiel ein in der ‚Vossischen Zeitung‘ veröffentlichter Aufruf des Juden Walther Rathenau zu einer Erhebung des gesamten Volkes, einer levée en masse, um die Grenzen zu schützen. Der Aufruf fand keinen Widerhall, denn Rathenau hatte keine Autorität und wußte die Massen nicht zu packen. Das Heer zog sich zurück. Die Dynastien sanken eine nach der anderen ohne Kampf und ohne Klage von den Thronen, und es gab keine Ordnung mehr. Man warf den früheren Herrschern vor, sie hätten das Volk belogen und getäuscht. Niemand wollte zugeben, daß der Krieg verloren war und das Volk diese Lügen und Täuschungen verlangt hatte.“ (S. 161)

Dieses Urteil ist erneut bemerkenswert klarsichtig. Die Aussage, dass der Aufruf des „Juden Rathenau“[[17]](#footnote-17) zur „levée en masse“ wirklichkeitsfern, absolut unrealistisch ist, wird dem Sachverhalt gerecht, ebenso, dass niemand zugeben will, dass der Krieg verloren ist und das Volk die „Lügen und Täuschungen“, die Basis der Kriegsanstrengungen gewesen waren, verlangt hatte. – Der Ich-Erzähler besucht noch einmal seine Mutter, die schwer erkrankt. Sie nimmt ihm auf ihrem Sterbebett den Schwur ab, eine „gute Katholikin“ zu heiraten, „keine Lutheranerin“, vor allem aber keine „Jüdin“. Der Ich-Erzähler gibt ihr das Versprechen. Mit der anschließenden Bemerkung: „Ich ließ sie nicht mehr mit langen Reden sich anstrengen und versprach es ihr“ (S. 167), spielt er die Konsequenzen, die sich aus dieser Festlegung werden, herunter. Er erweckt gegenüber dem Leser dieser „Lebensbeichte“ den Eindruck, als hätten sich aus diesem Schwur für sein weiteres Leben, speziell für die Ehe mit Victoria und für die Beziehung zu seinen Kindern, keine Belastungen ergeben.

**Die Weimarer Republik, die KZ-Haft und das Exil**

Nach der Novemberrevolution, die der Ich-Erzähler zu Recht „eine bescheidene Revolution“ nennt, nimmt er seinen Beruf wieder auf. Er bemüht sich um Viktoria:

„Manchmal blieb mir eine freie Stunde in meiner Arbeit. Ich rief Viktoria an. Sie ließ sich nicht bitten und kam. Wir trafen uns, bald hier, bald dort, fast immer in Gegenwart Dritter.

Sie blieb kühl, das hatte ich erwartet. Aber sie wurde es immer mehr, das tat mir weh. Ich wußte nicht, was sie wollte. Sie begriff mich sehr gut in meiner Verzweiflung über mich und die Zeit, aber sie tröstete mich nicht. Liebte sie noch ihren verstorbenen Mann?“ (S. 181)

Er denkt an den Schwur, den er seiner Mutter gegeben hat, wirbt aber trotzdem um Viktoria. Die Frage, weshalb sie ihm nicht entgegenkommt, stellt er sich aber nicht:

„Ich entsann mich meiner Mutter und meines Versprechens auf dem Totenbett. Ich wollte nicht lieben. Ich wollte frei bleiben. Ich wollte keine Jüdin heiraten. Aber ich liebte, zum erstenmal. Ich mußte. Ich fragte nicht mehr, ob das ‚Gefäß‘ rein oder unrein sei. […] Meine Mutter war tot. Viktoria lebte und war schön, um so schöner, je kälter sie war.“ (S. 181)

Der Widersprüchlichkeit seines Verhaltens führt er sich nicht vor Augen, ebenso, dass er von Viktoria als von einem „unreinen Gefäß“ spricht.[[18]](#footnote-18) Im Übrigen setzt er seine problematischen sexuellen Beziehungen zu Frauen, die ihm hörig sind, fort.

 Der Ich-Erzähler beginnt zu dieser Zeit, den Kontakt zu Helmut, einem der wenigen Freunde, zu erneuern. Helmut ist homosexuell. Durch ihn kommt der Ich-Erzähler mit dem Hauptmann R. (Ernst Röhm) in Verbindung. Über R., die Zentralgestalt des Generalstabs in Bayern, sagt der Ich-Erzähler, dass er „ein abgrundhäßlicher, der Männerliebe ergebener, noch junger und ungebrochener, skrupelloser, brutaler Mann von gewaltiger Willensstärke und ungewöhnlich klarer Einsicht in die Dinge“ (S. 183 f.) war. Klar und prägnant beschreibt er die politische Haltung dieses Mannes:

„R. machte aus seiner Gesinnung kein Hehl. Er war zwar als Offizier auf Weimar und den Reichspräsidenten vereidigt, und er bezog ebenso wie Helmut seinen bedeutenden Sold von der allzu vertrauensseligen Republik, aber er trat ihr als offener Gegner entgegen.“

„Die Ziele waren einfach und brutal, die Methoden aber vielfältig und listenreich. Auf Betreiben des Offizierskorps, das die einzige Stütze von Weimar war, da die Arbeiterschaft in einen konservativen, liberalen und einen revolutionären, proletarischen internationalen Flügel geteilt war, wurde den deutschen Heeresangehörigen das Wahlrecht versagt. Den republikanischen, den revolutionären Parteien, den sogenannten Novemberparteien, wurde verboten, Angehörige in der Armee zu werben. […]

Die Vorgesetzten konnten jetzt in der neugebildeten Musterarmee in kleinem Maßstab, der Reichswehr, ihre Untergebenen wie Wachs modeln und ihnen ihre Ideale, ihre Ziele, ihre Methoden einimpfen. Für sie war der Krieg nicht zu Ende. […]“ (S. 184 f.)

Der Generalstab sucht nach Agitatoren, um die öffentliche Stimmung in seinem Sinne zu beeinflussen: dem „sozialistischen und republikanischen Gift“ entgegenzuwirken. Dabei stößt man auch auf den Gefreiten H. – Der Ich-Erzähler, in der Au-Kaserne seiner Heimatstadt, zwischen seinem Freund Helmut und R. [Röhm] sitzend, erlebt das ihn stark beeindruckende Auftreten von H.:

„Es ging um die Juden. Ein paar Redner waren nicht sehr für sie, andere nicht sehr gegen sie. Jetzt aber kam H. Mit besinnungsloser Wut stürzte er sich in die Diskussion und redete sich, wie er es schon in P. getan hatte, in einen Rausch, ein Delir hinein, dem niemand widerstehen konnte. Er schlug, schmetterte den Gegner zu Boden, ließ kein Gegenargument, keine Logik, keine historische Tatsache gelten. Er machte dem Gegner niemals die geringste Konzession, er wurde immer fanatischer, je länger er sprach. Er wurde unersättlich schrankenlos, dämonisch, er hypnotisierte so die Anwesenden, wie ich ihn einmal hypnotisiert hatte, durch die Energie des tausendmal eingehämmerten Gedankens, durch die Verengung des geistigen Gesichtsfeldes. Keine Fülle des Geistes, kein Zweifel. Kein Umlernen. Kein Zulernen. Ein Gedanke, zwei, höchstens drei, diese aber immer wiederholt, mit immer gewaltigerer Glut, im Schweiß des Angesichts, blind, mit religiösem Fanatismus, mit Gebärden voll prachtvoller Wucht, Tränen im Auge, außer sich, fast außer der Welt.“ (S. 186)

Der Hauptmann R. tritt zu dem Gefreiten, der sofort stramme Haltung annimmt. Dann fällt dessen Blick auf den Ich-Erzähler:

„H. hatte mich erkannt. Er wurde blaß und wandte zuerst den Blick ab. Dann bezwang er sich und gab mir die Hand. Ich sah, er hatte eine Scheu vor mir. Er flößte mir aber ein gutes, warmes Gefühl ein, ich wollte ihm weiterhelfen, gerne. War er nicht mein Werk?“ (S. 187)

Die Reaktion ist völlig unverständlich. Der Ich-Erzähler beschreibt auf der einen Seite exakt den Furor des Redners, seine „besinnungslose Wut“, den unersättlichen, schrankenlosen Hass, der sich hier äußert, spricht jedoch trotzdem von einem „guten, warmen Gefühl“, das ihn beim Anblick von H. überfällt. Wenig später bekräftigt der Ich-Erzähler diese Feststellung:

„Ich wußte, was er war, ich war sein Augenzeuge, sein Erwecker gewesen, ich war der erste Wundertäter an diesem Wunderwesen – und dennoch bin ich ihm unterlegen.“ (S. 198 f.)

Allmählich scheint sich eine selbstkritischere Position durchzusetzen:

„Ich fuhr schweigsam heim. Ich war schnell wieder zu Bewußtsein gekommen. Ich war für meine Person der geistigen Übermacht H.s entgangen, denn ich sah die Gefahr. Vielleicht bereute ich einen Augenblick lang, was ich im Herbst 1918 getan hatte. Ich hatte eingreifen, handeln, herrschen wollen. Ich war dem Schicksal unterlegen, während ich es in meiner Gottähnlichkeit hatte kommandieren wollen. Ich war machtlos, denn ich war allein.“ (S. 201)

Ob der Ich-Erzähler jedoch tatsächlich „der geistigen Übermacht H.s entgangen“ ist, ist fraglich. Vielleicht war er aber weniger ein Opfer des Agitators H. geworden als ein Opfer der Versuchung, mit der Gefahr zu spielen. Ist Letzteres der Fall, würde das bedeuten, dass er die Bedrohung, die von A.H. ausgeht, immer noch unterschätzt. Auf jeden Fall beginnt der Ich-Erzähler, sich aktiv – als Redner in öffentlichen Veranstaltungen – für die Weimarer Demokratie einzusetzen. – 1926 stirbt Viktorias Vater; Viktoria heiratet den Ich-Erzähler.

 Nach der Machtübernahme Hitlers beginnt eine neue Phase des politischen Lebens. Erneut beschreibt der Ich-Erzähler mit erstaunlich klarem Blick die Veränderungen:

„Das Niedere war jetzt in allen hochgekommen, und wer sich dem weißseidenen Pantoffel des Papstes in Rom oder dem Degenkauf des Marschalls im alten kaiserlich-deutschen Hauptquartier nicht hatte beugen mögen, küßte jetzt mit Wonne die Sohlen eines Menschen, den noch zahlreiche Menschen als Vaganten auf dem Straßenpflaster Wiens gekannt hatten.“ (S. 220 f.)

Es tauchen zu dieser Zeit erste Gerüchte auf, dass der Ich-Erzähler auf der Fahndungsliste der neuen Machthaber stehe (S. 221). Viktoria bittet ihren Mann eindringlich, die medizinischen Aufzeichnungen über die Heilung H.s, über die der Ich-Erzähler noch immer verfügt, zu vernichten. Er will jedoch seinen „Mut“ beweisen und sie behalten. Immerhin deponiert er sie außerhalb seines Hauses:

„Meine Frau atmete auf, als die Papiere aus dem Hause waren. Sie bewog mich, meinen Paß erneuern zu lassen, der auf die ganze Familie lautete, und außerdem einen Spezialpaß für sie allein ausstellen zu lassen und etwas Geld aus meinen Ersparnissen in der Schweiz zu deponieren.“ (S. 223)

Viktoria reagiert richtig, sie erkennt die Gefahr, ebenso der Vater des Ich-Erzählers. Er ist inzwischen ein aktiver Nationalsozialist geworden, führt „gelegentlich“ auch „Hilfsdienste“ in einem der neu errichteten Konzentrationslager aus. Er warnt seinen Sohn vor der Gefahr einer Verhaftung und der Überführung in ein KZ und äußert sich unmissverständlich zur Ehe seines Sohnes:

„‚Wie schade, daß du dieses Judenweib geheiratet hast! Verzeih das harte Wort, es trifft ihre Rasse, nicht sie persönlich, sie kann ja nichts dafür. Warum hast du deiner Mutter nicht gehorcht? In diesem einen Punkt hat die bigotte Bißgurne – sei mir ncht böse, wenn ich so spreche, aber sie hat mir mein ganzes Leben versauert und dir das deine auch –, in diesem Punkte hat sie dir doch gut geraten. Aber geschehen ist geschehen. Viktoria ist in ihrer Art eine Ausnahme. Sie hat nicht die Judenfarbe, sondern ist blond wie Gretchen. Vielleicht ist sie eine Bankertin und hat ein paar Tropfen anständiges Blut, und deine Kinder wären dann nicht Halbjuden, sondern nur Vierteljuden. […]“ (S. 227)

Das ist eine als wohlmeinende Äußerung getarnte Infamie, Beispiel für das, was ein „Deutscher“ unter der Rassenideologie versteht. – Der Ich-Erzähler fährt daraufhin in die Schweiz, deponiert hier die Aufzeichnungen über H. Seine Frau soll mit den Kindern in die Schweiz nachkommen.

 Im Hotel erhält der Ich-Erzähler ein Telegramm, unterzeichnet von seinem Vater, in dem ihm mitgeteilt wird, dass Viktoria wegen Steuerhinterziehung verhaftet worden sei und er sofort zurückkehren müsse. Obwohl bei dem Ich-Erzähler sofort der Verdacht aufkommt, dass es sich bei dem Telegramm um eine Fälschung handelt, mit der ihn die Geheime Staatspolizei über die Grenze locken will, gerät der Ich-Erzähler in Panik:

„Ich mußte zurück. Sofort. Blind. Ohne Überlegung. Ich hätte niemals, sagte ich mir vor, meine Frau und meine Kinder im Stich lassen dürfen.“ (S. 230)

Er nimmt ein Taxi zur Bahn. Auf der Fahrt begegnet ihm ein entgegenkommendes Taxi. Er sieht darin seine Frau, ruft, sie aber scheint nicht zu reagieren, setzt die Taxi-Fahrt fort, ruft vom Bahnhof aus noch einmal sein Hotel an, um sich zu erkundigen, ob seine Frau mögli-cherweise doch eingetroffen ist, erhält aber keine Antwort, und reist mit einem Expresszug zurück nach Deutschland. In der Wohnung wird er sofort verhaftet, in ein Konzentrationslager überführt und dort bestialisch gefoltert. Mit Hilfe eines angeblichen früheren Patienten – so glaubt er zumindest – gelingt ihm nachts die Flucht über die Stacheldrahtzäune. Er gelangt nach Österreich. Seine Frau ist tatsächlich in der Schweiz eingetroffen, und hier trifft sie der Ich-Erzähler wieder.

 Das Wiedersehen ist bitter. Viktoria hat das Kind verloren, mit dem sie schwanger war. Sie weint ständig und ist verstört. Der Ich-Erzähler untersucht daraufhin das Safe, in dem er die Unterlagen über A. H. deponiert hat. Es ist leer. Daraufhin erklärt ihm Viktoria den Vorgang:

„Diesmal weinte sie nicht. […] Helmut hätte sich mit ihr in Verbindung gesetzt. Sie hatten mich nur dann retten können, wenn sie die Dokumente herausgaben. Was ich in dem Lager zuletzt erlebt hatte, war abgekartetes Spiel gewesen, die Wache hatte absichtlich beide Augen zugedrückt. War es nicht gut? War ich nicht gerettet? ‚Ich habe meinen ersten Mann durch seine eigene Schuld verloren‘, sagte sie mir auf meine Vorwürfe mit kalter Stimme, ‚ich hatte keine Kinder von ihm und bin darüber hinweggekommen. Du hast nicht das Recht zu dem gehabt, was du getan hast. Du hast schlecht und ich habe recht gehandelt. Wir werden die Kinder herkommen lassen oder nach Paris, und du müßtest glücklich sein, daß es so gekommen ist.‘“

Seine Reaktion ist eindeutig. Er steht nicht zu seiner Frau:

„Sie hatte recht, aber ich war nicht glücklich.“ (S. 249)

Dies ist de facto das Ende der Ehe. Der Ich-Erzähler ist der Auffassung, dass seine Frau, die „Jüdin“,[[19]](#footnote-19) ihn verraten habe. Zeitweilig scheint es noch einmal zu einer Annäherung zu kommen. Dem Ich-Erzähler ist es jedoch nicht möglich, das eigene Verhalten einer kritischen Revision zu unterwerfen. Er trennt sich von seiner Familie, geht als Freiwilliger nach Spanien, Viktoria nimmt eine Stellung als Haushälterin bei einer begüterten französischen Familie an, die Tochter beginnt eine Haushaltslehre, der Sohn möchte Kellner werden. Man trennt sich.

1. Die Seitenangaben im Text beziehen sich auf die von mir herausgegebene Ausgabe: Ernst Weiß: *Der Augenzeuge.* Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg 1986 (= Bibliothek Exilliteratur. Hrsg. von Hans-Albert Walter). Sie folgt dem im Deutschen Literaturarchiv/Schiller Nationalmuseum, Marbach befindlichen originalen Typoskript. Zu den psychologischen Quellen des Romans vgl. Frithjof Trapp: *Der Augenzeuge – ein Psychogramm der deutschen Intellektuellen zwischen 1914 und 1936.* Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg 1986. [↑](#footnote-ref-1)
2. Vgl. Edita Koch: Ernst Weiß‘ Tod in Paris. – In: *Exil* 2 (1982), H. 2, S. 26 – 32. [↑](#footnote-ref-2)
3. Das Typoskript befand sich im Besitz des aus Ungarn stammenden Theateragenten Paul Gordon. – Zur Biografie von Gordon vgl. das *Handbuch des deutschsprachigen Exiltheaters,* Bd. 2, Teil 1, S. 329 f. [↑](#footnote-ref-3)
4. Ein Beispiel für diese Widersprüchlichkeit, die „Blindheit“ des Ich-Erzählers: Viktoria, die Frau des Ich-Erzählers, bittet ihren Mann „mit Tränen in den Augen“, die Protokolle über die medizinische Behandlung von „A.H.“ (Adolf Hitler) zu verbrennen, weil ihr Besitz für ihren Mann und die Familie eine akute Bedrohung darstellt. Der Ich-Erzähler reagiert darauf mit dem Kommentar: „Ich wollte mir meinen Mut beweisen, indem ich sie behielt.“ Dass „Mut“ angesichts einer derartigen Gefahr nicht bloß falsch, sondern in höchstem Maße fahrlässig ist, führt sich der Ich-Erzähler nicht vor Augen. Vorangegangen Warnungen Außenstehender tut er als Verwechslung von Namen ab (S. 221 f.). [↑](#footnote-ref-4)
5. Der Ich-Erzähler geht uneingestandener Weise davon aus, dass sein Vater die Hauptverantwortung für den Einsturz der Brücke trägt. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass der Vorgesetzte des Vaters zu einer Haftstrafe verurteilt wird, nicht aber der Vater. Der Ich-Erzähler kommentiert diese Entscheidung des Gerichts mit den durchaus doppeldeutigen Worten: „Daran [an der Verurteilung des Vorgesetzten zu einer Haftstrafe] war nun mein Vater unschuldig.“ (S. 60). Der Ich-Erzähler berichtet außerdem, dass von der Ehefrau des Verurteilten der Verdacht geäußert wurde, „mein Vater hätte, um sich reinzuwaschen, seinen Vorgesetzten über das erlaubte [!] Maß hinaus angeschwärzt. Der Ausgang des Verfahrens schien dafür [!] zu sprechen.“ Dieser eindeutigen Aussage fügt er jedoch den Satz hinzu: „Trotzdem ist es mir immer schwergefallen, dies zu glauben.“ (S. 61)

Die Art, wie er damit einen Tatbestand auch im Nachhinein so manipuliert, dass kein schlechtes Licht auf den Vater fällt, ist charakteristisch für die Art, wie der Ich-Erzähler über seinen Vater und seine Mutter spricht. Das sachlich adäquate Urteil ist dem Ich-Erzähler zwar bewusst, aber es wird zuerst modifiziert, dann vollständig verdrängt. [↑](#footnote-ref-5)
6. In welcher Weise der Vater emotionalen Druck auf den Sohn ausübt, ist daran zu erkennen, dass er auf die Bitte des Sohnes, das Gymnasium besuchen zu dürfen, mit dem Satz antwortet: „‚Ich als bescheidener Königlich bayrischer Oberingenieur bin auch ohne Griechisch selig geworden‘, sagte er, ‚aber tu, was du willst.‘“ (S. 47) Die Form, in dem letztlich die Erlaubnis geäußert wird, ist im Grunde eine stärkere emotionale Zurückweisung als ein direktes Verbot. [↑](#footnote-ref-6)
7. Die Selbstbehauptungsversuche schlagen sich in Formulierungen wie „ich kann, wenn ich will“ (S. 29) nieder. [↑](#footnote-ref-7)
8. Sämtliche Versalien im Text beziehen sich auf das originale Typoskript. [↑](#footnote-ref-8)
9. „Mein Vater war glücklich, ihm gelang alles“ (S. 55). Dieser Satz bezieht sich zweifelsfrei auf das Glück, das der Vater aufgrund dieser Beziehung verspürt. [↑](#footnote-ref-9)
10. Als es nach der Verurteilung des Vaters erforderlich wird, Wertsachen, auf die verzichtet werden kann, zu verkaufen, stellt sich übrigens heraus, dass die vermeintlichen silbernen Leuchter nicht echt sind. Auch die Mutter hatte ihren Sohn also getäuscht. [↑](#footnote-ref-10)
11. Vgl. hierzu Frithjof Trapp: Die Greuel der verletzten Psyche als Greuel der politischen Realität – Ernst Weiß: *Der Augenzeuge.* In: *Exil* 4 (1984), H. 2, S. 17 – 37. [↑](#footnote-ref-11)
12. Ein Stipendium, das ihm ein Onkel zahlt, lässt er zum überwiegenden Teil seinen Eltern zukommen, obwohl sie keineswegs mittellos sind. Den Rest gibt er Vroni, weil der Vater ihr nur die „landesübliche Alimente“ zahlt und sie im Übrigen auf den Klageweg verweist (S. 68). Der Ich-Erzähler meint, zu den Zahlungen verpflichtet zu sein. Er selber finanziert seinen Lebensunterhalt und die Kosten des Studiums mit schwerster Arbeit. Die Eltern sind „ein Herz und eine Seele wie nie zuvor“ (S. 67). [↑](#footnote-ref-12)
13. Für seine Ausbilder besteht hinsichtlich der medizinischen Kompetenz des Ich-Erzählers kein Zweifel: „Ich habe immer als kaltblütiger, seine instinktiven Regungen gut beherrschender Mensch gegolten […]. Ich war manuell geschickt, und er [sein Mentor Kaiser] riet mir dringend, ich solle mich in der Chirurgie ausbilden, die jedem Arzt – auch dem künftigen Psychiater – als strenge Schulde des Charakters von Nutzen sei.“ (S. 113) [↑](#footnote-ref-13)
14. Das Vorbild für Leon Lazarus ist der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Ludwig Frank, einer der zwei Reichstagsabgeordneten, die im Weltkrieg fielen. [↑](#footnote-ref-14)
15. Vgl. Frithjof Trapp: *Der Augenzeuge – ein Psychogramm*, a.a.O., S. 17 ff. – Anders als in der Hitler-Biografie von Rudolf (Rudolf Olden: *Hitler.* 2. Auflage. Amsterdam: Querido Verlag 1936, S. 60 f.)spielt die Pasewalk-Episode in der aktuellen Hitler-Biografik nur eine marginale Rolle. Man geht medizinisch von einer sog. „sekundären Blindheit“ aus, einer schweren Reizung der Bindehaut aufgrund von Senfgas. Die Pasewalk-Episode wird als „Teil der Mystifikation der eigenen Person“ verstanden, mit der Hitler den Grundstein des Führermythos legte. – Vgl. Ian Kershaw: *Hitler.* 1899 – 1936. Frankfurt a.M. 1999, S. 144 f. [↑](#footnote-ref-15)
16. Dass es sich bei der Blindheit A.H.s vermutlich um „hysterische Blindheit“, ein spezielles *kriegsbedingtes* Phänomen, handelt, negiert der Ich-Erzähler. [↑](#footnote-ref-16)
17. Die Wortwahl: der „Jude“ Rathenau, ist bemerkenswert. Zum einen wird erneut auf den Patriotismus der jüdischen Deutschen hingewiesen, zum anderen aber wird das Wort „Jude“ an dieser Stelle zu einer stigmatisierenden Bezeichnung. - Auch der Selbstmord von Albert Ballin am 9. November 1918 wird vom Ich-Erzähler erwähnt. [↑](#footnote-ref-17)
18. S. 181. – Wenn Viktoria bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen sie sich offen äußert, sagt, ihr verstorbener Mann „hätte sein Volk, das deutsche, nicht das jüdische, mehr geliebt als sie“ (S. 182), spricht sie implizit den Kern des Problems einer möglichen Ehe mit dem Ich-Erzähler an: War Leon Lazarus im Übermaß Patriot, ist der Ich-Erzähler im Übermaß ein folgsamer Sohn seiner Mutter und ihres Antisemitismus. [↑](#footnote-ref-18)
19. Der Ich-Erzähler sagt im Kontext der zunehmenden Entfremdung: „Ich konnte meine Mutter, solange sie noch lebte, angreifen oder meiden und Viktorias Partei ergreifen. Sobald sie aber aus dem Leben geschieden war, wurde sie mir heilig.“ (S. 254) Das ist eine eindeutige Distanzierung von Viktoria und von den Motiven, die sie zur Herausgabe der Papiere veranlasst haben. [↑](#footnote-ref-19)